

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 202.

Dienstag, 4. August.

1931.

... Achtung ... , ... Banftrach ... !

Polizeiroman von Carl Otto Windeder.

(5. Fortsetzung.)

„Aha. Das wundert mich. Nun — wie bereits angedeutet, man möchte politische Konsequenzen des Falles möglichst vermeiden. Die mit der Aufklärung des Falles beauftragten Beamten sind daher von höchster Stelle angewiesen, die Angelegenheit zwar mit besonderem Nachdruck, aber auch mit größter Vorsicht und allem Stillschweigen zu behandeln. Ich bin also nicht berechtigt, Ihnen, Herr von Beder, die Einzelheiten meiner Weisungen mitzuteilen, und muß Sie bitten, mich unter Skizzierung dieser vorläufigen Angaben seiner Exzellenz persönlich anzumelden.“

Das sichere und energische Auftreten des jungen Kommissars verfehlte seine Wirkung nicht. Der Attache nickte zustimmend, stellte noch einige kurze Fragen — die er wohl seinem eigenen Wichtigkeitsgefühl schuldig war — und verschwand dann.

Der Kommissar Neubeder lächelte hinter ihm her. Wenige Minuten später sah er im luxuriös eingerichteten Privatbüro des deutschen Gesandten in London. In kurzen, prägnanten Sätzen wiederholte er kurz die Vorgänge.

„Die ganze Angelegenheit kompliziert sich naturgemäß durch diese Bestimmung, die Verfolgung mit dieser Delikatesse vorzunehmen“, sagte er dann. „Meine Anweisungen lassen sich nicht darüber aus, welche Gründe für dieses Vorgehen im einzelnen bestimmend sind. Ich erhielt jedoch Anweisung, Ihrem zuständigen Beamten anzugeben, daß auch die entsprechenden Telegramme des Frankfurter Polizeipräsidiums und des Deutschen Polizeifunks stets unter dieser Voraussetzung abgefaßt sein werden, und prinzipiell nur mir vorzulegen sind.“

Exzellenz schien müde. Ein wenig gelangweilt, hob er den Handrücken zum Mund, um ein unzeitgemäßes Gähnen zu verbergen.

„Gewiß, gewiß“, bestätigte er dann freundlich.

Der Kommissar sprach weiter. Er nahm sich Zeit, die Details der bereits angestellten Recherchen und Erwägungen zu schildern. Er schien nicht zu bemerken, daß der Gesandte anfangs, ungeduldig zu werden.

„Gewiß, gewiß...“, bestätigte Exzellenz immer wieder. Endlich erhob sich Neubeder.

„Wünschen Exzellenz, daß ich Ihnen persönlich meine Beglaubigung zur Durchsicht da lasse, oder genügt es, wenn ich die Formalitäten mit einem Ihrer Herrn Beamten vornehme?“

„Wie Sie wollen, mein lieber... Neubeder, nicht wahr?“, meinte Exzellenz ermüdet von dem langen Vortrag und froh, ihn endlich beendet zu sehen. „Geben Sie die Papiere ruhig gelegentlich an Beder ab. Und lassen Sie sich von ihm auch alle Unterstützung geben, die Sie brauchen.“

„Ich wäre Exzellenz ganz besonders zum Dank verpflichtet, wenn Exzellenz diese Anweisungen in meiner Anwesenheit erteilen wollten“, sagte Neubeder mit einer kurzen, dankenden Verbeugung.

Der Gesandte seufzte. Er schien übermüdet, sein sympathisches, freundliches Gesicht verzog sich, wie unter körperlichen Schmerzen.

„Wenn es unbedingt sein muß, mein lieber.“ Resigniert drückte er den Schellentopf.

Von Beder erschien sofort.

(Nachdruck verboten.)

„Leihen Sie Kommissar Neubeder, bitte, alle Unterstützung“, sagte der Gesandte, nun wirklich ungeduldig. „Halten Sie sich bitte ganz zu seiner Verfügung. Danke.“ Und zu Neubeder gewendet, reichte er dem Kommissar freundlich die Hand.

„Halten Sie mich auf dem Laufenden. Und allen Erfolg, mein lieber.“

Mit einer Selbstverständlichkeit, die Herrn von Beder überraschte, ergriff der junge Polizeikommissar die Hand des Gesandten des Deutschen Reiches in London.

Die ungewöhnliche Freundlichkeit des Gesandten hatte dem jungen Kommissar sehr rasch die volle Sympathie Herrn von Beder eingebracht. Blaumend sah sich die Herren in Herrn von Beder recht gemütlischem Büro bei einer Zigarette gegenüber.

„Schauderhaftes Kraut, diese englischen Zigaretten“, leitete der Attache die Unterhaltung ein. „Und trotzdem gewöhnt man sich so sehr daran, daß man es nachher vermisst, wenn man dann einmal wieder unsere leichten, parfümierten Papprosen zwischen die Lippen bekommt. Nicht wahr?“

Kommissar Neubeder bestätigte es.

„Ich war schon früher einmal in London und habe die gleichen Erfahrungen gemacht“, sagte er, sichtlich bemüht, das allzu Private in der Unterhaltung auszuschalten. „Ich kenne London aber dennoch recht wenig, und wäre Ihnen daher sehr dankbar, wenn Sie mich in meinen Bemühungen unterstützen wollten. Bei der Summe, die dem Täter in die Hände gefallen ist, muß man annehmen, daß er hier auf großem Fuße leben wird. Es bedarf also der Einführung in die entsprechenden Kreise, Herr von Beder. Und gerade in dieser Hinsicht bitte ich, ganz auf Sie rechnen zu dürfen.“

„Gerne“, versicherte der Attache nach kurzem Zögern. „Selbstverständlich. Verfügen Sie ganz über mich.“

Neubeder war das Zögern des Attaches nicht entgangen. Auch nicht der kurze, prüfende Blick des anderen, mit dem er sein Äußeres gemustert hatte.

„Haben Sie keine Sorge, Herr von Beder“, lächelte er nicht ohne Spott. „Wenn es Sie wesentlich beruhigt — ich bin Akademiker und habe diese gut fürgerollte Kleidung nur aus sehr begreiflichen Gründen angelegt. Ich bin für das „high life“ durchaus gerichtet.“

„Aber ich bitte Sie... nein... wie können Sie nur annehmen...“, ereiferte sich Herr von Beder. Aber der Kommissar behielt sein leises, überlegenes Lächeln. Bedächtig drückte er die Zigarette in der Aschenschale aus und erhob sich.

„Noch eines“, sagte er dann, sich besinnend, „sollten Telegramme in der Italia-Affäre ankommen, dann lassen Sie sie doch bitte bis morgen vormittag liegen. Ich habe Exzellenz bereits davon verständigt, daß ich allein berechtigt bin, die Telegramme in Empfang zu nehmen.“

„Gerne, selbstverständlich“, beeilte sich Herr von Beder. Er bemühte sich sichtlich. „Übrigens — darf ich fragen, in welchem Fach Sie promovierten?“

„Gar nicht“, lächelte Neubeder an der Türe. Heute mit dem Dokortitel laufen doch genug in Deutschland herum. Es schien mir nicht zu meinem Seelenheil erforderlich ...“

„Sicher ... ganz gewiß ... natürlich ... Auf Wiedersehen ... Auf Wiedersehen, Herr Kommissar.“
„Auf Wiedersehen, Herr von Becker.“

Ungeduldig ging René Savary vor dem British Museum auf und ab. Es war das erste Rendezvous mit der fremden, reizenden Reisegefährtin. Er hatte Herzklopfen, wie er sich eingestehen mußte. Verzweifelt zählte er die Minuten an seiner Armbanduhr ab — er war natürlich viel zu früh zum Treffpunkt gekommen.

Es war drei Uhr nachmittags. Um diese Zeit gehen wenig Menschen am Museum vorbei. Das war gut. Um so geringer war die Möglichkeit, sich zu verfehlen.

An dem Tank, den man zur Erinnerung an den Weltkrieg vor dem Museumseingang aufgestellt hat, stand ein alter Mann mit Postkarten und Briefpapier. Ein Straßenhändler, wie Tausende in London. Mit ihm sprach René ein paar Worte, um ihn dann plötzlich grußlos stehen zu lassen, als er seiner Reisegefährtin ansichtig wurde.

„Wie freue ich mich, liebe gnädige Frau“, sagte er erregt, ihre Hand — trotzdem sie sich auf der Straße befanden — an die Lippen ziehend. „Ich fürchtete bereits, Sie hätten das British Museum nicht gefunden.“

„Oh“, sie lächelte ihn an, „weiß das nicht jeder Taxi-Chauffeur? Jeder Bobby hätte mich hingewiesen.“

René antwortete nicht. Strahlend sah er der Frau ins Gesicht.

„Sie bringen ein wenig Heimatsgefühl mit, gnädige Frau“, meinte er, sich zum Gehen wendend. „Das ist immer gut und gibt Halt.“ Als habe er zu viel gesagt, hielt er plötzlich inne.

„Ja“, sagte die Frau an seiner Seite.

Und dieses eine Wort Ja machte es, daß René sich impulsiv nach seiner Begleiterin und neuen Bekannten hinwandte und ihre Hand ergriff. So viel Ehrlichkeit und Zusage lag in diesem einen Wörtchen, so viel persönlichste, innerste Beziehung. Seltsam.

„Ich freue mich sehr, daß Sie gekommen sind“, sagte René.

Aber dann schüttelte er bewußt jede ernstere Stimmung ab. Er lachte jung und übermütig.

„Dies soll ein wundervoller Tag werden, liebe, gnädige Frau. Ich habe den schlechten Londoner Nebel abbestellt und denke, daß ich Ihnen die Stadt im Glanz der seltensten Sonne zeigen kann. Einverstanden?“ Ob sie einverstanden war.

Sie schlenderten gemächlich durch ein paar ruhige, verlassene Straßen. Sprachen eigentlich wenig, — und hatten doch beide das Gefühl, daß sie sich unendlich viel sagten.

„Kennen Sie mir doch bitte Ihren Namen“, bettelte René unvermittelt. „Sonst bildet sich in mir eine Vorstellung, wie Sie heißen mußten, und ich bin nachher enttäuscht, wenn Sie mir Ihren wirklichen Namen sagen.“

„Hübsch formuliert und begründet. Aber sagen Sie mir erst, wie Sie glauben, daß ich heißen mußte!“

René überlegte. Er sah sie dabei so ernsthaft prüfend an, daß sie herzlich lachen mußte.

„Vielleicht ... Warten Sie. Sie heißen nicht Bissi oder Fissi, oder ähnlich an Saccharin gemahnend. Vielleicht — Maria?“

„Ich heiße Marianne.“

„Herrlich“, jubelte er. „Ich finde das wundervoll.“

„Schön.“ Frau Marianne lachte auch. „Zur Belohnung für Ihre Rätselraterie dürfen Sie Marianne zu mir sagen. Und wie nenne ich Sie?“

„René.“

„Einverstanden.“

„Sie sind eine entzückende Frau“, sagte René leise. Er hatte Furcht, daß seine Stimme zu viel verraten

könne. Er bezwang sich. Frau Marianne, die es bemerkte, lächelte. Sehr zart und leise.

Es war tatsächlich viel Sonne an diesem Tage in London. Nichts von dem gewohnten Nebel, der schon den Nachmittag zur Nacht machte, der die Straßenlaternen „schwimmen“ ließ, wie Lichtrefleze auf dunklem, trübem Wasser. Wie hatte doch der alte Mann vorhin am Tank des British Museum gesagt? So schönes Wetter hatten wir seit Jahren nicht mehr in London.

Eigentlich war eine Rundfahrt durch die Stadt der äußerliche Vorwand zu diesem Rendezvous gewesen. Frau Marianne erinnerte René daran. Er lachte — erklärte ihr die Hinterhältigkeit dieses ursprünglichen Angebots. Aber er ging doch gerne auf ihren Wunsch ein. Beide waren sie sehr vergnügt, während sie die Treppe zum Oberdeck eines der Riesenomnibusse erklimmen.

Es war wirklich ein wundervoller Tag. Die Sonne lag strahlend über den von Ruß und Alter geschwärzten, mächtigen Gebäuden. In den Straßen wogte der rasende Verkehr der City, wie ihn ganz Europa nicht ebenbürtig aufzuweisen hat: hastende, eilende Menschen auf den Gehsteigen, vor den Untergrundbahnhöfen, — schnelle Automobile, polternde große Busse, oft in kilometerlanger Reihe von der weißbehaudelten Rechten eines freundlichen Bobby gestoppt, um dann mit plötzlicher elementarer Gewalt loszubrechen.

„Die Nelson-Säule“, rief Frau Marianne plötzlich begeistert. Sie kannte die Ansicht von Bildern her, — vielleicht noch von der Schule, und war glücklich, Kenntnisse zu beweisen. Trafalgar-Square tauchte auf, — majestätisch lagen die steinernen Löwen zu Füßen des Standbildes von Englands größtem Admiral.

Dann kam Buckingham Palace. Wie Puppen, steif und unbeweglich, saßen die Horse-Guards in ihren bunten, traditionellen Uniformen auf ihren kleinen, schwarzen Pferdchen. White Hall folgte, — und davor der „Cenotaph“, der großartige, weiße Gedenkstein für die unbekannten Toten des Weltkrieges, — mitten auf der Straße. Und wie alle Passanten, ob zu Fuß, ob im Automobil oder oben auf dem Verdeck eines Busses, so nahm auch René einige Schritte vor dem Stein den Hut ab und grüßte so, mit entblößtem Kopf, die Toten.

Vor der Westminster Abbey kletterten sie vergnügt die steile Treppe ihres Behälters hinab.

„Ich wäre bestimmt mit einem dicken Baedeker durch London gelaufen, wenn ich Sie nicht getroffen hätte“, meinte Frau Marianne dabei.

„Möglich. Obwohl ich es nicht verstehe und Ihnen nicht zutraue“, erwiderte René. „Ich habe noch nie solch ein Buch in der Hand gehabt. Ich lasse mich, wenn ich Zeit habe, nur vom Zufall und von der eigenen Laune leiten. Dieser Zufall, der oft eine Nummer einer Autobuslinie ist, oder ein geschickter Taxameterchauffeur. Und ich finde, daß das Erlebnis der fremden Stadt für mich größer und nachhaltiger ist, als wenn ich das Obligo der Baedekersterne mit Gewissenhaftigkeit absolviere.“

(Fortf. folgt.)

Gebet während der Ernte.

Schwäbischer Feuersegens auf dem zwölften Jahrhundert.
Altdeutsche Nachdichtung von Walter Medauer.

Dein Wille, Herr, hat mich hingekniet:
Schütze mein Vieh,
Ernte und Haus!
Schide den heiligen Florian aus!
Florian, Florian,
Warum willst du mein Häusle han?
Zünd mir nicht mein Häusle an!
Rühr mir nicht mein Besitztum an!
Florian, Flore,
Mein Bitt sei nit verlore.
Florian, so wahr du bist Gottes Bot,
Lösch, lösch der bölle Flammen tot!

Die Hausfrau und ihr Sommerfrischen-Besuch.

Ein Kapitel für Gast und Gastgeberin.

„Nein, wirklich, Sie müssen uns diesen Sommer ein paar Wochen besuchen!“, so hat es im Winter geheissen. „Wir haben so gerne Sommerfrischen-Besuch, und Sie werden staunen, wie schön es im Sommer bei uns ist!“ Und wenn die Reisezeit kommt, da erinnert man sich dieser so oft und dringend wiederholten Einladung. Man überschlägt im Stillen die zahlreichen Male, wo man die Einladenden seinerseits anlässlich ihrer Besorgungsexpeditionen nach der Stadt bewirtet und vielleicht auch beherbergt hat, oder welche anderen Gefälligkeiten man ihnen sonst erwiesen hat, und man kommt zu dem Schluss, dass man wohl einige Wochen Sommeraufenthalt als Gegenleistung verdient habe. . . . Und so kündigt man denn kurz entschlossen eines schönen Tages seine Ankunft an.

Wirklich wird man auch mit Freuden empfangen und aufs herzlichste bewillkommenet. Im Triumph werden einem die Glanzpunkte der ländlichen Herrlichkeit vorgeführt, man wird mit kulinarischen Köstlichkeiten, wie Obst, Milch, Eiern, frischer Butter, „selbstgeschlachtetem“ Schinken und selbstgezogenem Geflügel nahezu gemästet, immer mit der Begründung: „Sowas bekommen Sie in der Stadt doch nicht!“ Und wenn man gesprächsweise die beabsichtigte Dauer seines Aufenthaltes erwähnt, so gibt es flammenden Protest: „Nichts da!“, heisst es, „sechs Wochen müssen Sie mindestens bleiben!“ Und so kommt man sich wirklich vor wie ins Paradies und Schlaraffenland versetzt.

Aber in den weitaus meisten Fällen solcher Sommerfrischen-Besuche wird dies Idyll früher oder später mehr oder weniger merkbar getrübt. Man spürt es zuerst an der etwas trampfhafter werdenden Liebenswürdigkeit der Hausfrau, daß die längere Anwesenheit eines Gastes zwar nicht als Last, aber doch in mancher Hinsicht als Störung empfunden wird. Und man selber fühlt sich doch, nachdem der Reiz des Neuen verflogen ist, oft recht deutlich als Außenstehender. Die Interessen, die Gedanken, die Gespräche sind so anders, als wie sie gewohnt sind, und unsere vertraute Ideenwelt ist wieder unseren Gastgebern meist fremd und unverständlich. Man fängt an, sich nach seinem Zuhause zu sehnen, und wenn man — vielleicht noch etwas vor dem beabsichtigten Zeitpunkt — anfängt, von seiner Abreise zu sprechen, dann werden die Proteste immer weniger heftig — kurz, wenn man dann eines schönen Tages wieder auf dem Bahnhof steht, in den Zug steigt und aus dem Abteufenster die Abschiedswünke der Gastgeber erwidert, dann ist die geheime Erleichterung beiderseitig. . . .

Muß das so sein? Soll das so sein? Liegen nicht vielmehr gewisse Fehler in der beiderseitigen Gestaltung des Sommerfrischen-Besuches und mühten wir nicht trachten, diese Fehler ausfindig zu machen, damit der gute und richtige Gedanke, der zugrunde liegt, nämlich der Austausch zwischen Stadt und Land, fruchtbar gemacht werden kann, und damit das Bedauern bei der Beendigung des Besuches allseitig und aufrichtig sei? Wir wollen nachstehend einige dieser Fehler betrachten.

Auf dem Lande ist man im allgemeinen auch heute noch, in unserer Notzeit, großzügiger in bezug auf Gastfreundschaft als in der Stadt, und man kann es auch sein. Die beiden Haupterfordernisse, um Gäste haben zu können, finden sich hier ja meist noch als Selbstverständlichkeit vor: Es ist Platz genug da, und es mangelt nicht an Nahrungsmitteln. So scharf man zu rechnen und einzuteilen gewohnt ist, so ist die allgemeine Lebenshaltung auf dem Lande doch meist so, daß ein Gast mehr oder weniger keine große Rolle spielt. Und man hat auf dem Lande gerne Besuch, weil das manche wohlthuende Abwechslung und Anregung mit sich bringt. Nur — der Sommerfrischen-Besuch darf nicht störend in das Vielerlei der ländlichen Pflichten eingreifen! Auf dem Lande herrscht gerade in diesen Sommermonaten ein wahrer Arbeitshochbetrieb, und die Hausfrau weiß kaum, wo sie zuerst zugreifen soll. Da ist Junggeflügel und anderes Junggetier zu betreuen, da muß im Garten gehackt, geätet, abgeerntet und neu gepflanzt werden. Da gibt es Obst zu pflücken und Fruchtkörbe, Marmeladen, Kompotts und Gemüse werden eingemacht. Da kommt endlich die „grobe Ernte“ auf dem Felde, wo jede Hilfskraft, einerlei ob männlich, ob weiblich, dringend benötigt wird und wo die Hausfrau sich nicht selten allein und verlassen in ihrer Küche vor Bergen von Arbeit findet. Da kann sie es einfach nicht ermöglichen, zum Beispiel, morgens stundenlang dem Gast am Frühstückstisch Gesellschaft zu leisten oder sonstwie für seine (bzw. ihre) Unterhaltung besorgt zu sein. Und wenn sie es, aus Höflichkeit, dennoch tut, so geschieht es voll innerer Unruhe, aus der dann die Unlustgefühle dem Gaste

gegenüber nur allzu natürlicherweise erwachsen. Wer also als Hausbesuch auf Land geht, muß sich darüber klar sein, daß man nach Möglichkeit keine Mehrarbeit verursachen und keine Unterhaltungsansprüche stellen darf, wie man überhaupt die heimischen Gewohnheiten und Ansprüche für diese Zeit zurückstellen soll. Das gilt besonders für die Damen. Solche Besucher, die zum Beispiel bis in den hellen Mittag hinein schlafen, sodas ihnen außerhalb der allgemeinen Frühmahlzeiten aufgetischt werden muß, die ihr Zimmer als ein unaufgeräumtes Schlachtfeld hinterlassen und für die Instandhaltung ihrer komplizierten und überleganten Toiletten usw. eigentlich ständig eine Hilfskraft benötigen, die dann mit zusammengelegten Händen im Schaukelstuhl sitzen und erwarten, daß die Hausfrau, kein angefan, mit ihnen plaudere oder sonst etwas zu ihrer Kurzweil veranstalte, sind in dieser eiligen Zeit auf dem Lande nicht gern gesehen! Auch solche nicht, die ständig mit Nasenrumpfen einherospazieren, in Schreden geraten über jeden Käfer, jedes harmlose Fröschelein usw. und auf Schritt und Tritt Vergleichen ziehen, wie in der Stadt doch alles besser, bequemer, praktischer eingerichtet sei. . . .

Je weniger sich der Hausbesuch auf dem Lande bemerkbar macht, desto beliebter ist er, und vollends erhebt er sich zum hochgeschätzten und allseitig begehrten „Zuwei“, wenn er frischtröblich mit Hand anlegt bei der Fülle der ländlich-sommerlichen Arbeiten oder sich sonstwie nützlich macht, im übrigen aber — nur unter genauer Berücksichtigung der Zeitpunkte der Mahlzeiten — auf eigene Faust seine Entdeckungstreisen macht, bezw. für sein Vergnügen sorgt. Es gibt gerade für die weiblichen Sommergäste so viele Möglichkeiten, hier das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, zum Beispiel, sich im Garten sonnen, dabei aber den liegengeliebten Strumpf- oder Händwäscherberg für die Hausfrau verkleinern helfen; mit den Kindern Waldexpeditionen unternehmen und so gleichzeitig die Hausfrau zeitweise von der Beaufsichtigung der unruhigen kleinen Schar entlasten — nach Herzenslust im Himbeer- oder Johannisbeerdickicht schmausen, aber nicht nur „ins Kröpfchen“, sondern auch für die Hausfrau „ins Töpfchen“ pflücken, und so vieles, vieles andere mehr. Mancher dankbare Blick aus den Augen der Vielgeplagten wird diese Taktik lohnen, und aufrichtig wird dann das Bedauern sein, wenn dieser liebe Gast endlich wieder scheidet —

Die Hausfrau soll sich nicht zu solcher Rücksichtnahme verpflichtet fühlen; zum Beispiel, aus mißverständener Höflichkeit die freiwillig und gern angebotene Hilfeleistung ablehnen. Sie soll auch den Mut haben, es zu sagen, wenn sie keine Zeit hat und nicht die dem oft ahnungslosen Gaste zuliebe verdröbelte Zeit dann durch heimliche Mehr-, nicht selten sogar Nacharbeit wieder einzuholen suchen und Ähnliches mehr. Sie soll sich andererseits aber auch darüber klar sein, daß ihre Gäste eine gewisse persönliche Freiheit brauchen und beanspruchen dürfen, daß sie den Landaufenthalt auf ihre Weise genießen wollen und daß man zum Beispiel ihrem Bedürfnis nach Ruhe, Stille, Ausspannung und Alleinsein auch nachkommen soll. Wenn so mit gegenseitigem Verständnis und gutem Willen vorangegangen wird, kann man sicher annehmen, daß der Sommerfrischen-Besuch für beide Teile eine Zeit wird, deren Ende man nicht herbeisehnt und an die man später gern noch zurückdenkt.

Ina Wolters.

Aufsätze nach den Ferien.

Von Gustav Palm.

Nach den großen Sommerferien hatte der Lehrer als Aufsatthema „Ferien-Erlebnisse“ gestellt. Na, da haben die Schüler sich was Schönes zusammengeschrieben! Nämlich:

Der kleine Heinemann schrieb so:

„Das waren mal meine Ferien! Ich war fünf Wochen auf dem Lande. Das Allerhöchste war die Scheune. Und dann der Bach. Und natürlich die Feldarbeit. Da durfte ich immer mit heraus. Korn schneiden und Garben binden und so. Und nachher durfte ich auf dem Pferd nach Hause reiten. Und dann gab es eine reiche Apfelernte. . . .“

Beterchen schrieb:

„In den Herbstferien war ich bei meinen Verwandten in der großen Stadt. Einmal ist meine Tante mit mir in den Zoologischen Garten gegangen. Das war fein. Da war ein ganzer Käfig voll Affen. Mein Onkel war auch dabei. . . .“

Aber den schönsten Aufsatz hatte doch der kluge Hans gemacht! — Der schrieb:

„Ich war die Ferien über bei meiner alten Großmutter zu Besuch. Die alte Kake hatte gerade Junge bekommen. . . .“

Karpathen- und Tatrafahrt.

Von Felix von Zepel.

Tatrasüred, im Juli.

In knapp 16 Stunden Bahnfahrt erreicht man von Mittelsdeutschland aus die Hohe Tatra und die Karpathen, das landschaftlich wundervolle, hochgelegene, romantische „Land der Meeräugen“, worunter die zahlreichen Gebirgsseen, in deren smaragdgrünem Wasser sich die schneebedeckten Gipfel der Tatraberge widerpiegeln, zu verstehen sind. Man besteigt in Breslau den D-Bug, der von Berlin über Oberberg, an der Dreiländerecke, wo Deutschland, Polen und die Tschechoslowakei aneinandergrenzen, durch das einstige Österreichisch-Schlesien und die Westbesiden nach Poprad, Strba, Kaschau und viel später ins Herz Rumaniens, nach Galatz, Bukarest und Constanza am Schwarzen Meere, fährt.

Oberberg ist eine ziemlich reizlose, aber in industrieller Beziehung rege Stadt; Kaschau, einst ungarischer Bischofssitz mit herrlicher alter Kathedrale, heute eine sehr belebte tschechoslowakische Stadt im Mittelpunkt der eigentlichen „Slowakei“, wo heute noch die meisten Zigeunerfamilien ansässig sind. Wenn man durch diese Gebiete fährt, kann man erst recht ermessen, was Deutschland, Österreich und Ungarn nach dem Weltkriege an Polen und die Tschechoslowakei verloren haben. In nicht weiter Ferne liegt die polnische Grenze, liegt ein heiß umkämpftes Kriegsgebiet, liegen deutsche Kriegsgräber, grüßt der schneebedeckte Gipfel der Gerladorfer Spitze, die zweieinhalbtausend Meter hoch ist, und die malerische Fels mit ihren treu zum Deutschland haltenden, noch ihre uralten, eigenen Trachten und Bräuche besitzenden Bewohnern — ein Ländchen, das, nebenbeimerkt, mit seinen 16 Kronstädten über drei Jahrhunderte lang, von 1412 bis 1772, an Polen verpfändet gewesen ist.

Das altberühmte Bad Schmieds oder Tatrasüred heißt heute Starý Smokovec und liegt 1300 Meter über dem Meerespiegel. Von Poprad aus — die Schnellzugstation führt denselben Namen wie der etwa 150 Kilometer lange Gebirgsfluß — gelangt man in romantischer, landschaftlich wie bahntechnisch fesselnder Fahrt mit der elektrischen Tatabahn hinauf nach Tatrasüred, dem ringsumher von wilden, schäumenden Gebirgsbächen umrauschten Höhenluftort. Im weißen Mondlicht schimmern nachts die „Meeräugen“, die Seen, die jäh aufsteigenden, wild zerklüfteten Gletscher-Grate, die weil aus den eleganten Hotels und Restaurants weiche, gepflegte Wiener Walzermusik erklingt.

Die Seen und Meeräugen, der romantischste Schmuck der Hohen Tatra, haben sich aus alten Gletschern gebildet. Der Wald — Fichten- und Lärchenholz — dehnt sich bis zu einer Höhe von 1500 Metern hin. An der Waldgrenze tritt häufig eine besondere Kieferart, die sogenannte „Limba“ oder Pinus Cembra, auf. Die Intensität der Sonnenstrahlen ist an manchen Tagen beinahe noch stärker, als in Davos und anderen Höhenorten. Hervorragend sehenswert sind in der Umgegend Sv. Mikulas, die berühmten Tropfsteinhöhlen von Demanova und die großartige, nach Tatranska Lomnica führende Autostraße (Cesta Slobodny), von der aus man ein herrliches Gebirgs Panorama und Ausblicke in das romantische Popradtal genießt.

Kalt sind die Nächte und die kurzen Stunden vor Sonnenaufgang. International das Publikum. International die Bahnverbindungen, die in wenigen Stunden nach Preßburg und Budapest, und in etwa anderthalb Tagen mit dem Karpatenexpress nach dem Petroleumland Rumänien, nach Bukarest und der rumänischen Küstenstadt Constanza am Schwarzen Meer, führen.

Wunder der Magie.

Von Bruno Manuel.

Der Herr hat das Wunderbuch der Zauberkunst gelesen. Der Herr hat sich auch das Sortiment „Grandioso“ angeschafft, das ihn in den Besitz von zehn wirkungsvollen Illusionen bringt. Dann ist der Herr zu dem Varietéagenten gegangen, um ein Engagement als „Wunder der Magie“ zu erlangen. Es wäre ihm auch zweifellos geglückt, wenn nicht die Frau Gemahlin des Agenten einen verdorbenen Magen gehabt hätte. Das geschah so:

Der Agent, der seiner Frau Gemahlin gerade einen Brief vorlas, forderte den Herrn auf, sein magisches Talent zu beweisen. Der Herr schritt sofort zur Tat. Zu seiner Ehre sei gesagt, daß ihm fünf Tricks vollkommen glückten. Ihm glückte die einzig unschätzbare Manier, eine von fremder Hand gezogene Karte mit verbundenen Augen zu erraten. Ihm glückte auch die Sache mit dem mysteriösen Eierbeutel, aus dem ein frisches Hühnerfleisch spurlos zu verschwinden hat. Der Agent durfte sich von dem Vorhandensein des Gegenstandes überzeugen. Dann warf der Herr den Beutel auf die Erde, trat ihn mit Füßen und zerstampfte das

Ei dermaßen, bis keine Spur mehr davon übrig blieb. Natürlich zog er es dem Agenten verblüffend aus der Tasche.

Nach einer kleinen Pause, die der Agent zum Aufatmen und der Herr zur Vorbereitung des sechsten Tricks benutzte, kam die Sache mit dem Seidentuch. Es hatte zu verschwinden und bei jemand anders gefunden zu werden. Die Illusion wäre zweifellos gelungen, wenn nicht die Frau Gemahlin des Agenten an besagtem Magen gelitten hätte. Anscheinend sind Erkrankungen edler Organe der Zauberei nicht günstig.

Der Herr, das wollen wir festhalten, besaß natürlich zwei Seidentücher. Und wie es in der Gebrauchsanweisung stand, hatte er das zweite versteckt. Nämlich im Rückenausschnitt der Frau Gemahlin des Agenten, die es nicht bemerkt hat. Zu gegebener Zeit brauchte er es also bloß hervorzuzaubern. Das Gelingen dieser Illusion hing von der Dame ab.

„Schießen Sie los“, sagte der Agent.

Und der Herr begann. Er leitete das Kunststück wirksam in die Wege. Die Sache stand insofern günstig, als das erste Tuch in seinen Händen nahezu verschwunden war, was den Herrn erheblich mehr als den Agenten überraschte. Die Pointe stand dicht bevor. Da wurde der Frau Gemahlin des Agenten — natürlich nur infolge des kranken Magens — übel. Fluchtartig verließ sie das Zimmer. Angeichts dieser Tatsache verließ den Herrn fluchtartig die magische Hoffnung. Er war aufgeschreckt.

Der Herr war aber ein Optimist und außerdem nicht unbesonnen. Er vermutete, die Frau Gemahlin des Agenten würde binnen einer Minute wieder auftauchen. Er zog den Trick in die Länge. Er ging sogar noch einmal zur Vorrede über. Der Herr war kein ungeschickter Redner. Doch hat er den Trick wahrscheinlich nicht genug in die Länge gezogen. Als nach einer Viertelstunde die Frau Gemahlin des Agenten etwas bläulich ins Zimmer trat, war der Herr natürlich nicht mehr da. Wegen besonders schlechter Wiedergabe eines an sich einfachen Tricks hat ihn der Agent zum Teufel gejagt. Der Herr hat sich glücklicherweise nichts daraus gemacht. Er ist trotzdem ein Stern am Himmel der Magie geworden. Der Herr hieß nämlich Bellachini.

Heilbringende deutsche Blätter und Blüten.

Erste medizinische Hilfe in der Sommerfrische. — Hausmittel, die der Arzt berücksichtigt. — Petersilienwasser und Kosmetik.

Von Karl Oskar Rührbed.

Die überragenden Leistungen der deutschen chemischen Industrie auf pharmazeutischem Gebiete sind in der ganzen Welt bekannt. Unsere Handelsbilanz sagt uns auch deutlich genug, daß sie von aller Welt genutzt und gern bezahlt werden. Man läßt sich im Auslande diesen Tribut an die deutsche Wirtschaft gefallen und muß ihn sogar leisten, weil man nichts Besseres anstelle der deutschen Erzeugnisse selbst herzustellen vermag. Über den Leistungen unserer chemischen Industrie in der Heilmittelherstellung darf man aber doch niemals die Erfahrungen vergeten, die seit Menschengedenken mit der Heilkraft deutscher Pflanzen, besonders der Blätter und Blüten deutscher Blumen und Bäume gemacht worden sind.

Großmutter's Kräuterlammer ist keine überwundene Angelegenheit. Die überwiegende Zahl der Ärzte schreibt niemals ein synthetisches Heilmittel vor, wenn mit einem natürlichen Heilmittel geholfen werden kann. Bei Halsentzündungen gibt es zum Gurgeln Salbei- und Kamillentee. In einlamer Sommerfrische wird jeder natürliche Mensch sich gern erinnern oder belehren lassen, daß gegen Magenbeschwerden Pfefferminz- oder Bernuthtee oder Kümmel ganz hervorragende erste Hilfsmittel sein können, die sehr oft sich als sofortige Linderung- und Heilmittel bewähren. Da der Mensch sich am leichtesten im Sommer erkältet, wird er immer froh sein, daß auch im abgelegensten Dorf Hollunder- oder Lindenblütentee und der als Allheilmittel geltende Kamillentee zu beschaffen und wegen ihrer schweißtreibenden Wirkung die richtige Hilfe im richtigen Augenblick sein werden. Milbentee und Thymianaufguss bewähren sich nach Großmutter's Erfahrungen bestens bei Husten, Baldriantee wirkt nervenberuhigend, und Leinsamen und Heusamen wird man sich als Nahrung in Ermangelung elektrischer Heizkissen gern als wirksame Heilmittel gegen rheumatische Erscheinungen gefallen lassen.

Die einfachste Bauersfrau weiß genau, daß die Natur auch für die Kosmetik einige herrliche Dinge stets an die Hand liefert. Sie behandelt ihr schönes Haar mit Klettenwurzelauflösung, treibt Hautpflege mit den Scheibchen frischer Gurken und hilft ihr verbrauchenden Sommergästen über die Nachteile des Sonnenbrandes mit kaltem Petersilienwasser rasch und erfolgreich hinweg. Das alles klingt wenig hochtrabend; aber vielleicht wird es mancher muntere Sommerfrischler und manche Sommerfrischlerin heute schon romantisch und ebenso spannend finden, sich mit Aufgüssen von Blättern und Blüten behandeln zu lassen.